

Soziologie und empirische Sozialforschung - von den siebziger Jahren bis heute

Diekmann, Andreas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Diekmann, A. (2002). Soziologie und empirische Sozialforschung - von den siebziger Jahren bis heute. In *Von Generation zu Generation* (S. 43-50). Mannheim <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-50713-4>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

SOZIOLOGIE UND EMPIRISCHE SOZIALFORSCHUNG – VON DEN SIEBZIGER JAHREN BIS HEUTE

ANDREAS DIEKMANN

Ich habe gerne zugesagt, diesen Part zu übernehmen und für die „jüngere Generation“ zu sprechen. Bei den Fernseh-Einschaltquoten falle ich ja schon nicht mehr unter die „14-49“, und wer weiß, ob ich jemals wieder so ein schmeichelhaftes Angebot erhalten werde.

Die Lehrjahre in der Sozialforschung begannen bei mir Anfang der siebziger Jahre in Hamburg. Die zweite Generation der Kölner Schule, die Schüler von René König und Erwin K. Scheuch, standen gerade am Beginn ihrer Professorenlaufbahn. So auch in Hamburg mit den hervorragenden akademischen Lehrern Karl-Dieter Opp, Jürgen Friedrichs, Jürgen Kriz und Heinz Renn, mit Jörg Graff und Peter Schmidt als jungen Assistenten und mit dem exzellenten Statistiker Walter Kristof aus Princeton. Nicht zu vergessen, dass damals neben Köln und Mannheim auch weitere Hochburgen empirischer Sozialforschung bestanden.

Von meinen eigenen Erfahrungen ausgehend, wage ich eine kurze Tour d’Horizon der jüngeren Geschichte der Sozialforschung, um dann einige Probleme und Perspektiven anzusprechen.

Sozialforschung in den siebziger Jahren muss man vor dem politischen und gesellschaftlichen Hintergrund betrachten. Willy Brandt und die sozialliberale Koalition versprachen einen optimistischen Aufbruch, die Soziologie hatte Hochkonjunktur und expandierte – so wie später die Ökonomie – in andere Fächer, namentlich als Rechts- oder Medizinsoziologie. Gesellschaftliche Prozesse galten als planbar, und die empirische Sozialforschung sollte zur Besserung gesellschaftlicher Verhältnisse beitragen – ein Anspruch, der in meinen Augen an Berechtigung nicht eingebüßt hat. Die 68er Studentenrebellion hatte nachhaltige Auswirkungen auf die akademische Diskussion. In Seminaren wurde hitzig

debattiert über marxistische und bürgerliche Sozialforschung, „Positivismusstreit“ und Wissenschaftstheorie. Analytische Wissenschaftstheorie spielte eine wesentlich größere Rolle als heute. Thesenpapiere, und davon gab es viele, wurden bis zur Unlesbarkeit von Wachsmatrizen oder auf Nasskopierern vervielfältigt. „Collegium logicum“ und Prädikatenkalkül schärfen den Verstand und Texte von Popper, Lakatos, Kuhn, Albert und Stegmüller lieferten den Stoff für lebhaftere Diskussionen.

In der Diplom-Soziologieausbildung wurden die Methoden der empirischen Sozialforschung, deskriptive und Inferenzstatistik, ein Methodenpraktikum und Computerkurse zum Standard. Wer sich interessierte, lernte Algol, Fortran und Matrixalgebra. Man jonglierte mit Lochkarten, und alsbald verdrängte SPSS die privat gehäkelten Programme. Standardisierte Methoden waren in der Forschung etabliert und in der Ausbildung kodifiziert. Die Lazarsfeld-Schule gab den Ton an, wir hatten die von René König herausgegebenen und von Scheuch und Rueschemayer bearbeiteten Handbücher, die Lehrbücher von Mayntz, Holm, Hübner, von Atteslander, von Jürgen Friedrichs (West) und Walter Friedrich (Ost), die Statistik-Einführung von Clauss und Ebner (Ost), also bei den einführenden Lehrbüchern schon deutsch-deutsche Gemeinsamkeiten. Wir übten uns in multivariater Analyse und mathematischer Statistik. Hans-Joachim Hummell, Wolfgang Sodeur und Rolf Ziegler gründeten den einflussreichen und heute noch lebendigen Arbeitskreis „Mathematische Soziologie“, inzwischen eine Sektion der DGS. Wolfgang Zapf und Hans-Jürgen Krupp hoben ein soziologisch-ökonomisches „Joint Venture“ aus der Taufe, das SPES-Projekt in Frankfurt und Mannheim, das der empirischen Sozialforschung bis heute entscheidende Impulse verliehen hat. Rudolf Wildenmann, von dem man dachte, er sei Bundeskanzler, weil er damals noch häufiger im Fernsehen war als Erwin Scheuch heute, zeugte neben vielen anderen Instituten auch ZUMA. Wobei es mehrere Geburtshelfer gab, zu denen insbesondere auch Hansgerd Peisert zählte. Und von der ersten Generation der wissenschaftlichen Leiter Kaase, Klingemann, Pappi und Weede wurden alsbald neue Akzente in der Netzwerkanalyse, bei international vergleichenden Panels, der Inhaltsanalyse und der Pfadanalyse gesetzt. Aus der Pfadanalyse plus latente Variablen wurde LISREL, und damit war man schon ziemlich weit, um komplexe Kausalstrukturen an Hand von Querschnittsdaten zu analysieren und mit diesen hochgerüsteten Kanonen gelegentlich auch mal auf Spatzen zu schießen.

Als einer der ersten hat Walter Müller die Pfadanalyse zur Untersuchung von Statuserwerb und Mobilität in der deutschen Gesellschaft eingesetzt. „Familie, Bildung, Beruf“ hieß der Klassiker von 1975, der auch methodisch Standards setzte. Im Gegensatz zur Erwartung der meisten Bildungsreformer – wie etwa Ralf Dahrendorf – hat sich Walter Müllers Prognose, dass Bildungsexpansion allein die soziale Chancenungleichheit nicht verringern wird, bewahrheitet. Von den vier Benachteiligungen, die Hansgerd Peisert zehn

Jahre zuvor auf die bekannte Formel der „katholischen Arbeitertochter vom Lande“ gebracht hatte, konnte jedenfalls bis heute die Ungleichheit der Bildungschancen nach sozialer Herkunft nicht beseitigt werden. Anknüpfend an die Pfadmodelle wurde die Strukturanalyse von Mobilitätstabellen mit Logit-Analysen verfeinert, und im VASMA-Projekt haben Walter Müller und seine Mitstreiter erstmals Individualdaten der amtlichen Statistik, die Massendaten des baden-württembergischen Mikrozensus herangezogen, auch datentechnisch – Johan Handl weiß davon ein Lied zu singen – seinerzeit eine enorme Herausforderung. Für eine ganze Weile basierte die deutsche Sozialstrukturanalyse auf dem baden-württembergischen Mikrozensus. Mit diesem Pionierprojekt wurde gleichzeitig der Weg geebnet für die Zusammenarbeit mit den statistischen Ämtern, die später zu den „Datenreports“, „Public-Use-Files“ und der Gründung der ZUMA-Mikrodatenabteilung führte.

Mit diesen vielfältigen Unternehmungen in den 70er Jahren waren wesentliche Grundlagen professioneller Sozialforschung gelegt.

Würde man einen Studienanfänger von heute mit einer Zeitmaschine in das ZUMA-Gründungsjahr 1974 versetzen, ihn fünf Jahre Soziologie mit empirisch-methodischer Ausrichtung studieren lassen, ihn dann für 23 Jahre einfrieren und heute auftauen – ich denke, er könnte nach kurzem Praktikum und einem Einführungskurs in MS-Word bei ZUMA anfangen. Aber im Ernst: Es gibt eben bei den Grundlagen empirischer Sozialforschung auch so etwas wie Kontinuität und ein Rüstzeug, das sich so dramatisch nicht verändert hat.

Der Charme der Sozialforschung abseits der wenigen Großprojekte in dieser Zeit war, dass man zur Prüfung von Hypothesen auch seine eigenen Daten erheben musste. Das war natürlich zugleich ein Mangel. Wissenschaftsöffentliche, repräsentative und regelmäßige Erhebungen für Sekundäranalysen gab es fast nicht. ZUMA sei Dank, wurde dieser Mangel bald behoben. In den achtziger Jahren stiegen wir vom Individualverkehr auf den ALLBUS um, „chauffiert“ von Karl-Ulrich Mayer, der Max Kaase im Amt des ZUMA-Direktors nachfolgte. Wenn es eine „Generation Golf“ gab, so gab es unter uns Sozialforschern die „Generation ALLBUS“.

ALLBUS, ISSP, Wohlfahrtssurvey, Eurobarometer, SOEP und die retrospektiven Kohortenstudien am MPI für Bildungsforschung läuteten eine neue Phase ein. Sie war gekennzeichnet durch wissenschaftsöffentliche Datensätze hoher Qualität als kollektive Güter plus Methodenforschung, institutionalisiert unter dem Dach von GESIS. Hinzu kam die Einbindung in ein Netzwerk internationaler Vergleichsstudien und die „Dauerbeobachtung“ mit Trend- oder Panelstudien. Mit drei Schlagworten: Institutionalisierung, Internationalisierung, Dynamisierung. Max Kaase steht für alle drei: Erstens als Vorreiter bei

international vergleichenden und zweitens bei Panelstudien in der Partizipationsforschung. Und zudem ist er mit exakt einem Vierteljahrhundert als ZUMA-Direktor und Vereinsvorsitzender selbst zur Institution geworden.

Noch einige, auch persönliche Anmerkungen zur „Dynamisierung“, zum Zeitbezug. In der Sozialforschung waren, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die siebziger Jahre mit Blick auf Datenerhebung und Datenanalyse „statisch“. Das war mir immer ein Dorn im Auge. Seit einem Auslandsaufenthalt im Sommer 1977 in Michigan interessierten mich Längsschnittdaten und dynamische Modelle. Mit stochastischen Lernmodellen aus der Psychologie und Markovprozessen wollte ich Daten aus der Kriminologie erklären. Von Ereignisanalyse hatte ich noch nie etwas gehört, aber meine Daten waren im Prinzip Ereignisdaten. Anfang der achtziger Jahre in Wien experimentierte ich dann mit Peter Mitter mit verschiedenen Modellen so genannter zeitabhängiger Poisson-Prozesse. Das war Ereignisanalyse, aber den Namen hörten wir erst durch Besuche von Michael Hannan und Nancy Tuma am Institut für Höhere Studien in Wien, das damals von dem international renommierten Gelehrten Anatol Rapoport geleitet wurde. Etwa zu dieser Zeit begannen die Lebensverlaufsstudien am Max-Planck-Institut in Berlin. Ganz offensichtlich war bei der gegebenen Datenstruktur die Ereignisanalyse die Methode der Wahl. Mir war auch schnell klar, dass man diese Methoden hervorragend in der Bevölkerungssoziologie anwenden konnte, zur Untersuchung demografischer Verschiebungen von Heiratsalter und Scheidungsrisiko sogar mit den Retrospektivdaten der ALLBUS-Sozialdemographie. Ab 1984 erschienen dann die ersten Lehrbücher in deutscher Sprache und seither eine Vielzahl von Arbeiten vorwiegend im Bereich der Familiensoziologie und zur beruflichen Mobilität. Um nur einen Themenbereich zu nennen: Mitte der achtziger Jahre gab es nicht eine ereignisanalytische Studie zu den Ursachen von Ehescheidung; heute dagegen kann Michael Wagner bereits eine Metaanalyse von mehr als 40 Studien mit deutschen Daten vorlegen.

Die Sozialstrukturanalyse hat insgesamt von der Kombination aus Längsschnitt- oder Verlaufsdaten – Berliner Lebensverlaufsstudie, SOEP, Familiensurvey, Münchner Gründerstudie, Mannheimer Scheidungsstudie – und den neuen Techniken zur Analyse zeitbezogener Daten enorm profitiert. Hier fand auch kumulative Forschung statt, in unserem Fach immer noch eher die Ausnahme als die Regel. Ein Defizit besteht allerdings an Theorie, die den Blick auf wichtige Fragen lenken und mehr sein soll als ein Wörterbuch elastischer Begriffe. „Statuspassagen“, „Sozialkapital“, „reflexive Modernisierung“ usw. sind zunächst einmal nur Vokabeln. Von diesen bis zu einer Theorie im Sinne eines Netzwerks miteinander verknüpfter Hypothesen ist dann noch ein ganzes Stück Weg zurückzulegen. Festzuhalten bleibt: Unter den neu eingeführten Methoden der Datenauswertung

war die Ereignisanalyse eine wesentliche Innovation der letzten zwei Jahrzehnte, deren Nutzen für die wissenschaftliche Sozialforschung heute unbestritten ist.

Wie „sophisticated“ die statistischen Verfahren auch sein mögen, bevor man Daten analysiert, muss man sie erst einmal erhoben haben. Dass bei Befragungsdaten die Details der Umfrage, die Frageformulierung, die Antwortkategorien, der Fragekontext usw. eine Rolle spielen, muss hier nicht besonders hervorgehoben werden. Neue Anstöße gab ein Forschungsprogramm bei ZUMA, das mit dem Namen von Norbert Schwarz verbunden ist: Die Verbindung von Kognitionspsychologie und Umfrageforschung. Viele Einzelbefunde konnten mit Hypothesen zur Informationsverarbeitung erklärt und systematisiert und dadurch neue Fragestellungen angeregt werden. Eine Zwischenbilanz erhärteter und replizierbarer Befunde steht aber noch aus. Sie wäre für eine kumulativ angelegte Methodenforschung von hohem Wert.

Das erinnert mich an eine fruchtbare Forschungsperiode bei ZUMA, als wir anno 1987 als neues Team wissenschaftlicher Leiter mit so diversen Forschungsprogrammen wie Textanalyse (Peter Mohler), Evolutionäre Spieltheorie (Ulrich Müller), Kognitionspsychologie in der Umfrageforschung (Norbert Schwarz) und meinen Untersuchungen zur Ereignisanalyse antraten. Hinzu kam die lebhafteste, heute besonders aktuelle Debatte der Gewichtungproblematik, die von Günther Rothe und Michael Wiedenbeck angestoßen wurde. Statt vieler kleiner Maulwurfshügel wollten wir damals die Forschung bündeln und einen „MonteZUMA“ errichten. Der ließ zwar auf sich warten, aber in der Bilanz gab es doch einige kreative Impulse mit nachhaltiger Wirkung.

Es gibt weitere Innovationen in der Methodik empirischer Sozialforschung der letzten beiden Jahrzehnte, die der oben erwähnte, eingefrorene Student versäumt hätte. Meine These lautet, dass diese Innovationen weniger durch neue soziologische Theorien und Fragestellungen bedingt waren, als vielmehr durch die rapiden Veränderungen der Kommunikations- und Informationstechnologie: schnelle Computer mit hoher Speicherkapazität, die fast vollständige telefonische und mobiltelefonische Ausstattung von Haushalten – was neue Probleme für die Stichprobenauswahl schafft – und das Internet. Das ist offensichtlich bei Online-Umfragen und dem Siegeszug der CATI-Technik in der Surveyforschung, übrigens hellseherisch prognostiziert von Manfred Küchler in den ZUMA-Nachrichten 1982. Aber auch Individualdaten der amtlichen Statistik, zu deren Erschließung Walter Müller mit dem „Anonymisierungsprojekt“ entscheidend beigetragen hat, wären ohne die enorme Leistungssteigerung der Informationsverarbeitung nicht nutzbar. Alle Analysen mit multivariaten Verfahren wie Logit, Probit, Ereignisanalyse in der Lebenslaufforschung, der Einbezug von Kontext in der Mehrebenenanalyse, neue statistische Methoden zur Kontrolle von Selektivität – das zentrale Problem nicht-experimen-

teller Forschung – basieren auf einer Schätzmethode, dessen Namen die meisten Absolventen eines Soziologiestudiums – jedenfalls außerhalb Mannheims – wahrscheinlich nicht einmal kennen, nämlich auf der Maximum-Likelihood-Methode aus den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. MLE musste mehr als ein halbes Jahrhundert auf den Einsatz als universelle Schätzmethode warten, bis geeignete Technologie bereit stand.

Allerdings ist die Einfachheit, mit der heute Softwarepakete für hochkomplizierte Methoden auf Knopfdruck Ergebnisse liefern, auch eine Gefahr. Deshalb müssen wir die Methodenausbildung verbessern, statt sie durch die irreführende Dichotomie von „quantitativ“ versus „qualitativ“ zu verschlechtern. Wir müssen zudem die Fehlerkontrolle und Replikationsmöglichkeiten verbessern, z. B. indem Fachzeitschriften fordern, dass Datensätze in wohldokumentierter Form für Reanalysen verfügbar gemacht oder am besten gleich ins Internet gestellt werden. Die Denkschrift der von Max Kaase geleiteten Kommission zu den Qualitätskriterien der Umfrageforschung gibt dazu wertvolle Anregungen ebenso wie das äußerst lesenswerte Gutachten der – jetzt kommt der Zungenbrecher – „Kommission zur Verbesserung der informationellen Infrastruktur“, an dem aus unserer Zunft Ulrich Mayer und Walter Müller mitgewirkt haben.

Die digitale Revolution wird auch der klassischen Surveyforschung Konkurrenz machen. Zum einen durch die vermehrte Nutzung von Individual- und Registerdaten der amtlichen Statistik. Zum anderen durch das exponentielle Wachstum digitalisierter Informationen. Von Scannerkassen bis zum Road-Pricing werden Verhaltensspuren aufgezeichnet, die irgendwann in anonymisierter Form der Sozialforschung zur Verfügung stehen könnten. Vor allem aber finden wir im Internet Texte, insbesondere Medientexte. Die „Neue Zürcher Zeitung“ erscheint seit mehr als zweihundert Jahren. Noch ist sie nicht vollständig digitalisiert, aber immerhin kann ich schon jetzt über unseren Uni-Server problemlos auf die letzten zehn Jahrgänge zugreifen. Natürlich muss man der Forschung kluge Fragen voranstellen. Tut man dies, wird die Inhaltsanalyse digitalisierter Medientexte hochinteressante Ergebnisse über den langfristigen kulturellen und sozialen Wandel liefern. Obwohl alle Voraussetzungen gegeben sind, wird dieses Potential bislang kaum genutzt. Ein Blick in die letzten Jahrgänge der „Kölner Zeitschrift“, „Zeitschrift für Soziologie“ oder in die „Soziale Welt“ zeigt, dass computerunterstützte Textanalyse in der Forschungsmethodik einen der hintersten Plätze einnimmt. Meine Prognose lautet, dass sich diese Posteriorität ändern wird und generell prozessproduzierte Daten einen höheren Stellenwert einnehmen werden.

Trotz dieser Fortschritte wird die Diagnose- und Prognosefähigkeit der Sozialforschung nicht selten bestritten. Die Herausforderung stellt sich insbesondere in Umbruchsituationen, wenn sich die gewohnte Welt radikal verändert. Ludwig der XVI. notierte am 14. Juli

1789 in seinem Tagebuch ein einziges Wort: „rien“ – „nichts“ war an diesem Tag aus seiner Sicht geschehen. Im Januar 1989 verkündete Erich Honecker: „Den Sozialismus in seinem Lauf, hält weder Ochs noch Esel auf.“ Der Generalsekretär hatte sich geirrt ebenso wie alle Gesellschaftstheoretiker und Sozialforscher, die gleichwohl im Nachhinein die Ereignisse ziemlich gut erklären konnten. Auch hier gilt das Mediziner-Wort: „Die besten Diagnosen stellt der Pathologe.“ Wenn man aber die hochinteressanten, in der DDR geheim gehaltenen Umfrageresultate aus dem Leipziger Institut für Jugendforschung zur Identifikation mit Staat, Sozialismus und Marxismus betrachtet, erkennt man, dass sich die DDR mindestens ab 1985 in den Augen der eigenen Jugend in einer dramatischen Legitimitätskrise befand. Ob das historische Ereignis der „volkseigenen Revolution“ (Opp und Gern) weniger überraschend gekommen wäre, wenn man die von Walter Friedrich berichteten Zeitreihen aus der DDR-Umfrageforschung gekannt und diskutiert hätte? Wahrscheinlich nicht, aber sie zeigen dennoch das Diagnosepotential von Trendstudien und den Erkenntnisgewinn durch Sozialforschung. Und noch eine Leistung der empirischen Sozialforschung in Deutschland: Sie hat auf die Wiedervereinigung äußerst rasch reagiert. Einige werden sich noch daran erinnern, dass uns Hartmut Esser an diesem Ort versammelt hat, um gemeinsam ein Forschungsprogramm zu beraten, dass die sich abzeichnende Wiedervereinigung mit ihren Folgen und Nebenfolgen sozialwissenschaftlich-empirisch unter die Lupe nehmen sollte. Unmittelbar nach der „Wende“ wurden SOEP und ALLBUS auf Ostdeutschland erweitert; heute liegen eine Vielzahl empirischer Studien zur Transformationsforschung vor. Die Sozialforschung hat wesentlich zur Dokumentation historischer Umbrüche beigetragen und damit unschätzbare Material für die Zeitgeschichte geschaffen.

Und dennoch – das sei zum Schluss angesprochen – haben empirische Sozialforschung und Soziologie gegenüber Öffentlichkeit und Politik ein Vermittlungsproblem. Es gibt gute Leistungen, aber sie werden schlecht kommuniziert. Gemessen an der Nachfrage boomt das Fach, aber nur ein Viertel aller Studierenden der Soziologie erreicht den Abschluss. D. h. auch, dass viele nicht wissen, was in dem Fach auf sie zukommt. Zweitens würde man sich wünschen, dass die empirische Sozialforschung mit empirisch-analytischen Studien, also nicht nur mit Demoskopie, in der Politikberatung besser vertreten wäre. Drittens in der Öffentlichkeit. Ich habe eine kleine, explorative Studie „Soziologie im Spiegel“ angeregt – gemeint ist „Der Spiegel“ aus Hamburg. Es wurden alle Artikel im Zeitraum 1994 bis 1999 berücksichtigt. In 558 Artikeln kamen 342 Soziologen und Soziologinnen bzw. Sozialwissenschaftler vor, aus dem In- und Ausland, Lebende und Verstorbene. Ulrich Beck ist auf Platz eins, Max Weber z.B. auf Platz 12. Vergleicht man nun die jüngst von Jürgen Gerhards aufgestellte Liste der in Fachzeitschriften publizierenden Soziologen – meist empirische Sozialforscher – mit der Spiegel-Liste, so ist die Schnitt-

menge fast leer. Sie enthält nur einen Namen, den man schwerlich zur empirischen Sozialforschung zählen kann: Niklas Luhmann. Wenn Soziologie in den Medien Gehör findet, dann entweder als namenlose Meinungsforschung oder als essayistische Lehnstuhl-Soziologie. Empirisch-analytische Studien, oftmals von hohem aufklärerischem Wert, finden dagegen außerhalb der Fachwelt viel zu wenig Resonanz.